Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse".

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 8.	4. Quartal.	1886.

Schloß Bergenhorst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[8]

(Nachdruck verboten.)

„Aber ich sehe, Sie wollen sich entfernen, mein Herr," setzte die Gräfin hinzu, „und ich wage nicht, so egoistisch zu sein, Ihre kostbare Zeit länger in Anspruch zu nehmen, als zu dem Bescheide nothwendig ist, daß — Graf Bergenhorst kein Interesse mehr für den hegt, der sein Erbe geworden wäre, wenn —", sie trat ganz dicht an ihn heran und zischelte ihm in das Ohr, „er nicht geglaubt hätte, ein Mädchenherz von sich stoßen zu können wie sein zerbrochenes Steckenpferd. Und damit Gott befohlen, Herr von Guntrun," setzte die schöne Frau wieder laut hinzu und machte ihm von Neuem eine tiefe Verbeugung. Wie eine glitzernde, zischende Schlange umrieselte sie dabei die schwere, unendlich lange Seidenschleppe.

Es schwirrte vor den Augen Leo von Guntrun's. In diesem Moment haßte er die Gemahlin seines Onkels tödtlich er hätte, so ritterlich er zu allen Zeiten auch sonst dachte, die kleine Gestalt zu Boden schleudern mögen. Und nur mit unendlicher Mühe gelang es ihm, ruhig zu bleiben. Er wußte, daß ihm jetzt nichts Anderes übrig blieb, als sich wirklich zu entfernen und so machte er eine kurze Verbeugung und wandte sich zum Gehen.

Schon der Thür nahe, fiel sein Blick zufällig in einen der vielen hohen Spiegel, die ringsum die Wände des prachtvollen Raumes dekorirten und da — da sah er, wie Hilda hinter seinem Rücken ihre Hand in die ausgestreckte des Doktors legte. Er sah auch den schönen, interessanten jungen Mann auf sie niederschauen, mit einem Blick so heißer, fast wilder Leidenschaft, daß Leo von Guntrun unwillkürlich für einen Moment seine Schritte hemmte. Aber was sollte, was konnte er thun? Sind Blicke allein strafbar? „Armer, armer Onkel," klang es in seiner Seele, „wer weiß, ob diese Blicke aber nicht der Anfang sind zu einem ganzen Roman, in dem Du die traurige, lächerliche Rolle des alten, genarrten Gatten einer schönen, leichtsinnigen jungen Frau spielst!"



Der Kesselflicker. (Mit Text auf Seite 64.)

Die Portieren waren hinter ihm zusammengerauscht. Er durcheilte rasch ein paar weitere, fast noch schönere Gemächer und gelangte dann wieder auf einen teppichbelegten und von beiden Seiten mit Blumen dekorirten Korridor. Aber er sah sofort, daß es nicht derselbe war, auf den der italienische Diener ihn zu dem Doktor geführt. Eben wollte er sich nach rechts wenden, wo er einen zweiten Gang münden sah, als er, wie vom Blitz getroffen, plötzlich wieder stehen blieb. Aus dem Hintergrunde des langen Ganges trafen ihn seltsame Laute, eine menschliche Stimme hatte sie ausgestoßen, und nun folgten beängstigende, gurgelnde Töne, ein Geräusch, als wenn ein schwerer Körper zu Boden gefallen wäre und dort mit Armen und Beinen um sich schlug.

Ohne sich einen Moment zu besinnen, aber todtenbleich und an jedem Gliede zitternd, eilte Leo der Thür zu, hinter der ohne alle Frage Jemand der Hülfe bedürftig war. Aber sie war verschlossen. Er rüttelte noch an dem Drücker, als derselbe junge Diener, der ihm vorhin Rede gestanden, den Korridor hinabgestürzt kam und ganz erschrocken rief: „Aber Signor, wie kommen Sie denn hierher? Das sind ja die Zimmer des Herrn Grafen!"

Leo blickte dem jungen Burschen durchdringend in das Gesicht.

„Hören Sie nichts?" sagte er dann langsam.

„Gewiß, gewiß, Signor! Aber der Herr Graf sind nicht allein. Die graue Schwester ist bei ihm, und wenn sie sich auch nicht besonders mit dem Kranken verständigen kann, so pflegt sie ihn doch aufopfernd. Uebrigens hat sie erst gestern zu mir gesagt: Trotz dieser fürchterlichen Zufälle könne der Herr Graf doch Methusalem's Alter erreichen."

Leo nickte — er sah noch immer merkwürdig verstört aus. Inzwischen war es drinnen wieder ruhig geworden und man hörte eine sanfte Frauenstimme ein Gebet sprechen.

„Kommen Sie, Signor, kommen Sie,“ sagte der Diener da, „ich geleite Sie wieder zum Ausgang.“

Leo aber zögerte noch immer; endlich beugte er seine hohe Gestalt zu der kleinen, geschmeidigen des Dieners nieder und flüsterte ihm in das Ohr: „Junger Mensch, Sie sollen reich belohnt werden, wenn Sie mich für eine Minute den Kranken sehen und sprechen lassen.“

Der Diener schüttelte sich. „Signor, und wenn Sie mir ein Königreich versprächen, ich vermöchte Ihren Wunsch nicht zu erfüllen. Die Nonne wacht wie ein Cerberus und ruht sie, so ist entweder der Doktor bei dem Grafen oder die Frau Gräfin. Aber wenn ich Ihnen sonst nützen kann —“ sagte der Diener lauernd.

Nur eine Sekunde zögerte Leo; dann erwiderte er erröthend: „Ist es Ihnen möglich, Nachmittags 6 Uhr nach der spanischen Treppe zu kommen? Ich weiß im Moment noch nicht, in welchem Hotel ich Logis nehmen werde, sonst würde ich Sie bitten, in meiner Wohnung vorzusprechen.“

„Ich habe Zeit!“ sagte der Diener, und nun zögerte Leo auch keinen Augenblick, den Palast zu verlassen.

Wieder auf der Straße, nahm er sein Reisebuch zur Hand und traf rasch eine Wahl zwischen den darin empfohlenen Hotels. Er hatte sich zu dem billigsten und einfachsten entschlossen, denn die Summe, die er sich vom Justizrath Glöckner geliehen, war nicht eben eine bedeutende.

Kaum im Besitz eines Logis, ließ er sich sofort Feder und Tinte geben und schrieb zwei Briefe. Der eine war an den Justizrath gerichtet, der andere an seinen Vater. Letzterem machte er die Mittheilung, daß er voraussichtlich einige Zeit in Rom bleiben würde, er halte seinen Aufenthalt hier für dringend nothwendig, um — verbrecherischen Machinationen auf die Spur zu kommen.

* * *

Rom! Heilige, ewige, wunderbare Stadt! Wer kann je deiner vergessen, der auch nur für Tage in Dir geathmet! Die feierliche Größe und Pracht deiner Kirchen, das Riesige und Großartige deiner Paläste, der Anblick deiner Trümmer versetzt die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klarer als sonst erkennt sie hier das Ewige und Unsterbliche!

Leo war es beim Anstaunen der Schönheiten Roma's, zu denen ihn der Cicerone, welchem er sich anvertraut, geführt, nachdem er sich gehörig restaurirt und seine Briefe besorgt hatte, als wenn er in einem wunderbaren Traum lebte. Und nur mit Ekel konnte er sich — unter dem Eindruck des Hehren und Erhabenen, welches seine Seele in sich aufnahm, der denn widerwärtigen Angelegenheit erinnern, die ihn den Beschluß fassen ließ, länger, als er beabsichtigt, in der Siebenhügelstadt zu verweilen.

Trotz alledem befand er sich doch pünktlich um die sechste Nachmittagsstunde an der spanischen Treppe. Hier glitt sein Auge überrascht über die malerischen Gestalten, die auf ihren Stufen lagerten. Der Römer ist schön selbst in Lumpen und die ärmste Römerin fast immer von vollendeter Grazie. Aber auch den Diener des gräflich Bergenhorst'schen Palastes gewahrte er sofort und ein Seufzer hob seine Brust. Dem ehrlichen Deutschen überkam es wie ein Gefühl grenzenloser Beschämung, daß er, der Edelmann, mit dem Lakaien intriguiren wollte. Aber er wußte keinen anderen Weg, um dem Geheimniß nachzuspüren, dessen Lösung für ihn von der unendlichsten Wichtigkeit war. So winkte er den jungen Burschen denn auch freundlich zu sich heran und nachdem er seinen Cicerone verabschiedet, sagte er in gutem Französisch:

„Begleiten Sie mich in mein Hotel, Bester, dort können wir ruhig besprechen, was wir zu besprechen haben.“

Der Bursche gehorchte und rief auf Befehl Leo's einen Wagen heran. Edelmann und Lakai fuhren dann in raschem Trabe nach dem einfachen Hotel, in welchem seiner Billigkeit wegen sonst nur arme Künstler ihr erstes Quartier nahmen.

Fast eine Stunde lang saß dann Giacomo — so hatte sich der Diener dem Deutschen genannt — Leo von Guntrun gegenüber. Er wußte auf jede Frage eine schnelle Antwort; aber die Antworten konnten Leo wenig befriedigen. Nur das Eine ging aus ihnen hervor: Baron Richard war eben so von jedem Umgang mit fremden Persönlichkeiten entfernt gehalten worden, als der Graf selbst. Wie Bergenhorst, so hatte man auch Wilchingen nur von einer grauen Schwester pflegen lassen, die sogar eigenhändig das Krankenzimmer reinigte.

Erst als er gestorben, hatte man einem Fremden den Eintritt in seine Gemächer gestattet, jenem römischen Arzt, der den Todtenschein ausgestellt.

Dann aber hätte Doktor Bollner geäußert, daß ein schwerer Sterbekampf das Aussehen des Heimgegangenen viel zu sehr verändert habe, die Leiche viel zu grauenvoll aussehe, um den Todten regelrecht auszustellen.

So hätte denn auch Keiner der Domestiken am Katafalk gestanden. Der prachtvolle Metallsarg sei überdies sehr schnell geschlossen worden, und da der Herr Graf den Gedanken nicht ertragen konnte, eine Leiche unter seinem Dache zu haben und die Verwesung auch furchtbar schnell eintrat, so hätte das Leichenbegängniß viel früher stattgefunden, als man gedacht.

Leo lauschte der Erzählung des Dieners mit der größten Aufmerksamkeit. „Aber wissen Sie keinen Weg,“ sagte er nach einer Weile, wieder mit dem Gefühl tiefster Beschämung, „auf dem ich erfahren könnte, was die Gräfin — zum Beispiel mit dem Arzt bespricht?“

Giacomo kraute sich hinter dem Ohr. Dann leuchtete es plötzlich in seinem pfiffigen Gesicht auf. „Jawohl, Signore, Sie müßten dafür Sorge tragen, daß die Gräfin ein Kammermädchen engagirt, welches, ohne daß die Herrin es ahnt, der deutschen Sprache mächtig ist. Die Frau Gräfin sind mit ihrem jetzigen nicht zufrieden, die Kleine ist stolz und läßt sich keine Handgreiflichkeiten gefallen. Die Frau Gräfin haben aber doch eine sehr lose Hand!“

Leo blickte sinnend vor sich hin. Plötzlich fuhr er auf. Es mußte ihm ein Gedanke gekommen sein, der ihm wie Rettung erschien in diesem Dilemma.

„Giacomo,“ sagte er denn auch mit freudig bewegter Stimme, indem er dem Diener wieder ein Goldstück in die Hand drückte, „können Sie die kleine Kammerkatze der Frau Gräfin nicht dazu bewegen, wenigstens noch vierzehn Tage hindurch so geduldig und sanft zu sein, daß die Frau Gräfin gar nicht auf den Gedanken kommt, sie zu entlassen? Die Kleine soll dafür reichlich belohnt werden. Apropos, sie muß sich aber verpflichten, genau um die Zeit, die ihr angegeben wird, aus dem Dienst zu verschwinden, um einer Anderen Platz zu machen, die ich in das Palais dirigiren werde.“

Giacomo rieb sich die Hände.

„Signor werden gut bedient werden,“ sagte er, „denn — Marguerita ist meine Braut!“

* * *

Es war um die elfte Stunde Morgens und 14 Tage waren verstrichen, seit Leo v. Guntrun Doktor Bollner im Palais Bonetti besucht. Hilda ging aufgeregt und mit unruhigen Schritten in einem der hohen, prachtvollen, aber unsäglich ungemüthlichen Gemächern, die sie für gewöhnlich bewohnte, auf und nieder. Ohne jede Frage erwartete sie Jemanden. Endlich aber hob ein erleichternder Athemzug die Brust der schönen Frau. Sie hatte in der Ferne feste Tritte gehört. Zwei Minuten noch und Doktor Bollner trat bei ihr ein. Er hielt ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, das er nach kurzem Gruß mit einem eigenthümlichen Lächeln in Hilda's ausgestreckte Hand legte.

Sie zitterte, als ihre Finger dann mit nervöser Hast das Blatt auseinanderfalteten. Und wie ihre Augen nun über die mit festen charakteristischen Zügen geschriebenen Zeilen flogen, da ging und kam die Farbe auf ihrem Gesicht. Mit einem tiefen Athemzug legte sie dann das Blatt aus der Hand und blickte starr vor sich nieder.

„Soll das Schreiben nicht befördert werden, Frau Gräfin?“ sagte der Doktor scharf.

„Was fragen Sie!“ fuhr Hilda auf. „Gewiß, geben Sie es sofort zur Post, trotzdem — ich nicht glaube, daß sich Glöckner dazu verstehen wird, die bedeutenden Ländereien von Bergenhorst, diesen imposanten Besitz, so schwer zu belasten, wie wir es wünschen!“

Der Doktor zuckte die Achseln. Nun trat er ganz dicht an die schöne Frau heran und flüsterte ihr ein paar Worte in das Ohr.

Wie eine Trunkene taumelte sie da zurück. Dann hob sie flehend die Arme. „Das — das überlebte ich nicht!“ stöhnte sie. „Lieber — gehe ich noch heute — flüchte mich bis an das Ende der Welt!“

„Ohne Mittel?“ fragte er spöttisch.

„Ich bin nicht mittellos — Sie wissen das — auch wenn ich —“ sie ließ den Satz unbeendet, aber ihre Augen warfen einen bezeichnenden Blick auf den Brief, welcher auf der Marmorplatte des Tisches lag.

„Und ihre Rache an Leo von Guntrun?!“ sagte der Doktor jetzt langsam. „Gräfin, wo bliebe sie, wenn —“ er sprach wieder leise in ihr Ohr und sie nickte mit dem Kopf. Es funkelte dabei in den schwarzen Lubostrowaugen. Fort war alle Verzagtheit, alle Bangigkeit aus der Seele der jungen Frau. Rache, ja, nur für die Rache lebte sie noch! „Gehen Sie, gehen Sie, Doktor, besorgen Sie den Brief so schnell wie möglich — aber allein — selbst zur Post.“

„Und wenn unsere Hoffnungen sich erfüllen, Hilda, wenn die Vergeltung vollendet, wollen Sie dann auch der Sprache des Herzens Gehör geben? Gräfin, ich führe Sie weit weg — nach einem andern Erdtheil — an einen Ort, wo Niemand uns kennt und wir nur unserer Liebe —“

„Still, still, Doktor, nichts von Liebe jetzt, ich bitte Sie darum. Der Graf —“

Er verschloß ihr den Mund. Dann stampfte er zornig mit dem Fuß. „Wagen Sie es nicht, mit mir zu spielen, Gräfin! — Es könnte eine Zeit kommen, wo Sie es bitter bereuten.“

Sie zitterte wieder. Es schien, dem Doktor gegenüber war die intriguante, herzlose Frau nur ein gefügiges Werkzeug.

„Ruhig, Guido,“ flüsterte sie, „ruhig! Haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld. O, Sie wissen ja, an welchen Qualen momentan meine Seele leidet!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Martinsschatz.

Erzählung von Max Wartenberg.

(Nachdruck verboten.)

„Als sich der Großvater
Einst die Großmutter nahm,
Da war der Großvater
Ein Bräutigam!“

Ich gehöre noch in die alte, gute Zeit, in der man mit steifer Grandezza die Menuette tanzte. Aber auch damals lebte es sich schön! Wenn man nur jung war und hinter dem Fischbeinmieder ein warmes Herz trug. Und jung war ich doch unstreitig auch einmal. Aber was noch mehr sagen wollte: die Leute nannten mich das hübscheste, frischeste Mädchen in der ganzen Stadt. Trotzdem ich nur einer armen Beamtenwittwe Töchterlein war, das sich mit der Mutter im Verein ihr Brod durch allerlei Handarbeiten mühselig genug erwerben mußte, fehlte es mir doch auch nicht an Freiern. Und als ich siebenzehn Jahre zählte und das letzte schneeweiße Zwickelstrumpfpaar, welches bisher noch an dem vorgeschriebenen Schock gefehlt, neben seinen Vorgängern in der großen Truhe lag, die schon die Aussteuer der lieben seligen Großmutter geborgen, fand meine gestrenge Frau Mama, daß es nun aber auch an der Zeit sei, unter den mir huldigenden Männern zu wählen. Ihr Auge fiel dabei auf einen alten Junggesellen, der freilich auf seinem Rücken einen ansehnlichen Höcker trug, sonst aber ein grundguter Mensch war. Aber was ihr, die stets unter Entbehrungen gelebt und so viel gelitten, die Hauptsache schien, er nannte sich mit voller Berechtigung einen wohlhabenden, ja reichen Mann und war dazu der Inhaber des größten Schnittwaarengeschäfts am Orte. Man hieß ihn daher auch allgemein eine gute Parthie.

Was Wunder da, daß ihm die Mütter heirathsfähiger Töchter mit so ausgesuchter Höflichkeit begegneten und die Mädchen selbst für ihn schwärmten. Lieber Gott, ein Mann, der, wie dieser, so viel an irdischem Gut der Auserwählten zu bieten hatte, war halt rar bei uns. Natürlich wollte man vor Neid fast bersten, als sich das Gerücht verbreitete: der wohlgeborene und allverehrte Herr Melchior Hampelscherger bemühe sich ziemlich angelegentlich um die Hand der Tochter von der Frau Oberlandesgerichtsbotenmeisterin Renate. Du meine Seele, um das armselige Ding, das nicht einmal eine rechte Mitgift hatte!

Man zuckte die Achseln. „Vielleicht ein paar schön gewesene Kleiderchen und eine Hand voll Federn, wo sie, die reichen Bürgertöchter, ihm doch Schränke und ganze Kisten voll des feinsten Linnens zugebracht hätten. Und als Morgengabe einen mächtigen Strumpf voll väterlicher Ersparnisse!“ Nun, vielleicht hätte mir das Glück auch eingeleuchtet, das man partout in dieser Heirath fand, gram war ich ja dem guten Melchior durchaus nicht, wenn er mir auch manchmal ein bischen lächerlich vorkam, besonders des Sonntags, wo er regelmäßig im Laufe des Vormittags seine Aufwartung zu machen pflegte in aller Devotion und angethan mit einem seegrünen Frack, den er jedenfalls von seinem Vater geerbt. Denn das unglückselige Kleidungsstück mit den gelben Tellerknöpfen paßte ihm nirgends. Die Schöße erreichten beinahe den Boden, während die Taille um ihn schlotterte und die Aermel hinwieder kaum viel über die Ellenbogen gingen.

Aber Herrn Melchior störten diese Uebelstände keineswegs! Im Gegentheil, er kam sich in dem alten Inventar unbeschreiblich würdig vor und bewegte sich mit der ausgesuchtesten Zierlichkeit darin. Dabei trug er in der mit schneeweißem Handschuh bekleideten Rechten allemal eine große Zuckerdüte, um die er kreuzweise ein brennend rothes Seidenband geschlungen. Das Symbol seiner glühenden Zuneigung für Botenmeisters Renatchen, die ihre tiefsten Knixe vor ihm machen mußte.

Am untersten Knopf seines Leibrocks aber hing, wohl beschwerlich genug für den Aermsten, ein ungeheurer Strauß: „Das für Sie, meine liebwertheste Frau Oberlandesgerichtsbotenmeisterin!“ sagte er nach den Blumen deutend mit einer pagodenhaften Bewegung seines großen Kopfes, auf dem das borstige strohgelbe Haar peinlich gen Himmel strebte. „Die Süßigkeiten aber,“ und sein dünnes Stimmchen wurde noch dünner und leiser, während er mit zwei Fingern das Monstrum von Düte emporhob, „die Süßigkeiten aber möchte ich mir erlauben, als eine Verdeutlichung dessen, was mein armes Herz empfindet,“ er sah mich mit seinen kleinen, lieben Kaninchenaugen schmachtend an, „unserem holdseligen Jüngferchen zu bieten.“

Und so gut geschult hatte mich Mütterchen, daß ich jedesmal meine Lachlust gewaltsam bezwang, demüthig die Augen senkte und mit einem leisen: „Sie sind zu gütig, Herr Melchior Hampelscherger,“ das Geschenk annahm.

Wie gesagt, ich würde mich vielleicht nicht ganz ungern seinen und der guten Mutter Wünschen gefügt haben, wenn, was damals freilich gegen jede gute Sitte verstieß, wenn mein junges Herz nicht bereits, sehr gegen den Willen der Mutter leider! gewählt hätte. Ich liebte wirklich! Mit einer Schwärmerei noch dazu, die unsere jetzige Zeit kaum nachempfinden kann. Ach, und in den Stunden des Alleinseins, wenn das Rädchen unter meinen gleichmäßigen Tritten surrte, klang es vollkommen überzeugt immer wieder von meinen Lippen:

„Kein Feuer — keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als stille, heimliche Liebe,
Von der Niemand was weiß.“

Der Auserwählte war Nachbar Woltersdorff's Fritz, der hübscheste und lustigste Bursch im Städtchen. Leider aber waren seine Eltern genau ebenso arm, wie meine Mutter. Außerdem fühlte sich die Frau Oberlandesgerichtsbotenmeisterin auch durchaus berechtigt — als Beamtenwittwe —, ihr Gatte, mein guter Vater, war ja definitiv angestellter Diener seines Königs gewesen, mit einem Jahresgehalt von zweihundertfünfzig Thalern stolz verachtend oder zum mindesten doch mit Herablassung auf die Nachbarsleute zu blicken. Man denke, der Mann war Grobschmied! Ein prächtig ehrenwerther Mensch freilich. Meinen Fritz hatte er indessen von dem Handwerk fern gehalten. Er ließ ihn die beste Schule am Ort besuchen und als er mit Glanz bis zu ihrer höchsten Höhe geklommen, alle Gelehrsamkeit gekostet, die sie bot, bestimmte er ihn zum Kommunalbeamten. Da Fritz nun von unten herauf, von der Picke an, wie man zu sagen pflegt, diente, so mußte er sich Anfangs zu recht niedrigen Verrichtungen bequemen. Er wurde vorläufig dazu bestimmt, säumige Steuerzahler an die Pflichten zu erinnern, die ihnen nun einmal von Staat und König auferlegt waren und denen sie nicht entgehen konnten. Sein Einkommen war dabei natürlich äußerst gering. Es belief sich auf nicht mehr als acht Thaler den Monat, und wenn wir damals auch noch in den glücklichen Zeiten lebten, wo wir das Pfund Fleisch mit 2 Sgr. bezahlten und eine fette Gans nie mehr als mit fünfzehn, so fand die Mutter doch, ganz abgesehen des väterlichen „Hammer und Ambos“, den Gehalt meines Fritz für lange nicht ausreichend zur Begründung eines Haushalts. Und seit geraumer Zeit schon durfte ich garnicht von meinem Liebling sprechen, viel weniger noch ihn vor die Mutter führen.

Inzwischen wurde mein alter Freier immer dringlicher. Und eines Tages erschien der Schwager desselben, zierlich aufgeputzt mit Bratenrock, gestickter Halskrause und Schnallenschuhen, in unserem Hause. Nach viel schönen Redensarten warb er in aller Form für den Kaufmann, Junggesellen Ignatz Melchior Hampelscherger um die Hand der tugend- und ehrsamen Jungfer Barbara Renate Minzelhauserin, Tochter des verstorbenen Herrn Oberlandesgerichtsbotenmeisters Gotthelf Christian Minzelhauser. Lache nicht, lieber Leser, über die vielen Umstände! Damals ging es nun einmal so zu, anno 1798 brauchte man noch einen Freiwerber, wenigstens in den meisten Fällen. Guter Gott, heut ist's anders, heut sorgt eben Jeder allein für sich.

Meine Frau Mutter produzirte ihre tiefsten Knixe und sprach allerlei ausgesuchte Worte über allzugroße Ueberraschung und ganz unverhoffte Ehre. Ich zürnte ihr recht wegen so viel Falschheit! Als wenn sie nicht Monate lang schon gewußt hätte, weshalb Herr Melchior so oft unser Haus besuchte! Schließlich sagte sie natürlich freudig „ja“ und „Amen“. Mich, die zitternde, kleine Renate, die auf der Ofenbank sitzend den Zipfel ihrer breiten, blaulinnenen Schürze in den kalten Fingern zerdrückte, fragte Niemand. Als der Großvater sich die Großmutter nahm, in der so viel gerühmten alten, guten Zeit, bestimmten eben noch die Eltern über das Geschick der Kinder. Nach Gefühlen fragte man dabei nicht viel. „Die Liebe,“ meinte man, „würde sich schon finden, in der Ehe, dem steten Beisammensein, wenn es nur nicht am täglichen Brode fehlte.“ Und zu neunundneunzig in hundert Fällen fand sie sich auch.

Ich gab mir alle Mühe, ruhig zu erscheinen, den Sturm in meiner Seele nicht zu verrathen. Wenigstens hier nicht, vor den Augen der Mutter und des aufgeputzten Freiwerbers. Nachher aber, in meinem Giebelstübchen, warf ich mich vor das Bett auf die Kniee und weinte. Jammernd bat ich meinen Gott droben im Himmel, er möchte Erbarmen mit mir haben und mich in Gnaden erlösen von allen Uebeln, die diesmal für mich die Gestalt des armen, buckligen Melchiors personifizirte. Noch so im schmerzvollsten Weinen und Bitten, hörte ich die Tritte der Mutter auf der defekten Stiege. Schnell waren die Augen getrocknet, und als sie die Thür öffnete, saß die kleine Renate in der Fensternische hinter den grob gehäkelten Gardinen und hatte ein Strickzeug auf dem Schooße.

„Aber Renatchen, Kind,“ sagte die Mutter freundlich, „vergißt Du denn ganz, daß wir heute noch den Martinsabend zu feiern haben? Geh' nur hinunter in die Küche, Mehl, Zucker und Eier, auch die Butter und das Mus stehen schon bereit und rühre uns einen guten Brezelteig ein. An einem Glase Punsch dazu will ich es nicht fehlen lassen! Wir müssen doch auf Dein Wohl anstoßen, süßes Bräutchen, wenn Herr Melchior auch leider nicht dabei ist. Soeben meldete man mir zu meinem lebhaften Bedauern, daß Dein Herr Bräutigam eine wichtige Nachricht erhalten, die ihn veranlasse, sofort zu verreisen. Wir dürfen ihn gewiß vor Sonntag nicht zurückerwarten. Dann kommt er aber bestimmt, um den Verlobungsring an Deinen Finger zu stecken.“

„Erst am Sonntag!“ Ich athmete tief auf, Gott schien in etwas wenigstens meine

Beim Photographen.



Bauer: Sie, mein lieber Photograph,
Machen Sie 'mal schnell hier,
Een Portreh von meiner Frau —
Phot.: Sie ist nicht zur Stelle hier?
Bauer: Nee, sie kann nicht mehr fort auf den Füßen,
Machen Sie'n Bild, meine Frau läßt grüßen.



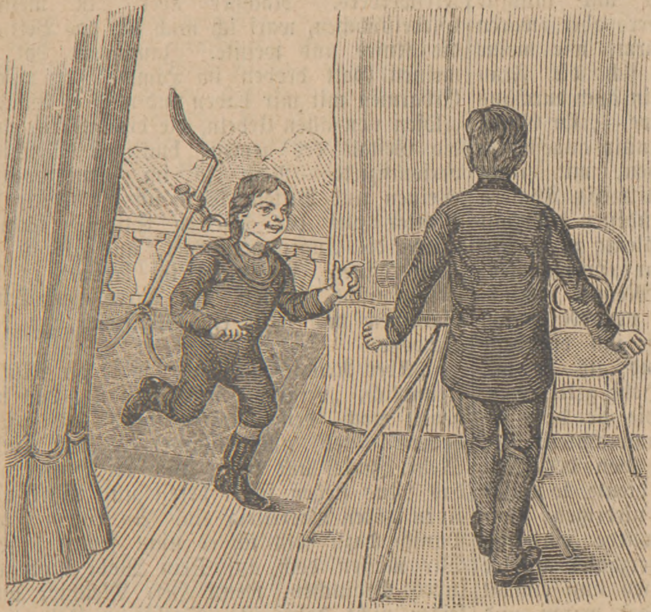
Alte Jungfer.

Ich bitte mich zu portraitiren,
Die Augen groß, das Mündchen klein,
Dies Wärzchen ist wohl fortzuretouchiren?
Ich will genau getroffen sein.

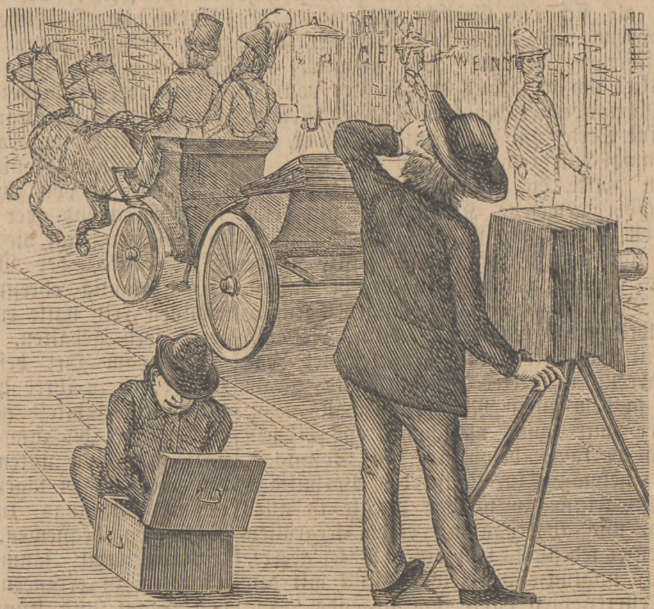


Schauspieler.

Als Hamlet will ich Ihnen sitzen,
Doch schmeicheln Sie mit Künstlersinn;
Es kann das Bild mir garnichts nützen,
Wenn ich nicht ein ganz And'rer bin.



Viermal schon ist es mißlungen,
Zum Verzweifeln ist es, traun,
Plötzlich ist Fritz aufgesprungen,
Um in's Guckloch 'mal zu schau'n.



Durchlaucht wird im off'nen Wagen
Heut' bei mir vorbeikutschiren,
Ja gewiß, ich will es wagen,
Und ihn schnell photographiren.

Himmel, ja das war in Eile,
Bin ich denn nicht recht bei Sinne,
Nur der Kutscher und die Gäule,
Durchlaucht saß ja garnicht drinne!



Sonnenuntergang auf dem Michigansee. (Mit Text auf Seite 64.)

Gebete erhört zu haben. „Zeit gewonnen, viel gewonnen,“ dachte ich freudig, sprang von meinem Platze auf, und hurtig ging's hinunter in die Küche. Wie ich dann aber geschäftig die Ingredienzen zu dem Kuchen in einander rührte, nichts vergaß, was sie wohlschmeckend machen konnte, fiel mir plötzlich ein Märchen ein, das ich als Kind in einem schönen Bilderbuch gelesen, welches Väterchen mir zu Weihnachten unter den mit Lichtern und Aepfeln geschmückten Tannenbaum gelegt. Guter Gott, wie merkwürdig der Anfang desselben auf mich und meine Geschichte paßte! Wenn der Allgütige es doch in Gnaden machen wollte, daß das Ende — ich wagte den Gedanken nicht auszudenken, den Gedanken, daß noch täglich Wunder geschehen, und ein Wunder auch mich retten könnte; sondern wiederholte mir leise das hübsche Märchen vom Martinsschatz.

Ach, dachte ich dann weiter, wenn sich doch auch für meinen Fritz heute am Martinstage so eine gütige Fee fände, die ihm die Taschen mit Gold füllte. Aber an so etwas war ja garnicht zu denken.

Für den Nachmittag hatte ich es möglich gemacht, Fritz zum kurzen Stelldichein in unsere Laube zu beordern. Wenn es auch heute gerade bitter kalt war, so konnte ich ihm doch, trotz alles Sinnens, einen anderen Platz nicht anweisen, an dem ich mir vor ihm, während die Mutter ihr Mittagsschläfchen hielt, das arme Herz ausschütten konnte.

O, und mit wie vielen Seufzern, mit wie vielen Thränen that ich das dann! Aber, sonderbar! Je schmerzvoller ich klagte und je hoffnungsloser ich mich gebährdete, mein Fritz verlor nicht das heitere Lächeln um seine hübschen, rothen Lippen, über denen der zierliche schwarze Schnurrbart sich so allerliebst ausnahm. Im Gegentheil, der Schalk guckte aus seinen treuen, braunen Augen so unverhohlen, daß ich ihn empfindlich fragte: „Gelt, Fritz, Dir liegt garnichts an mir und Du freust Dich vielleicht, daß Du die Renate mit ihren ewigen Thränen nun für immer los bist? Oder,“ setzte ich mit gewaltsamem Spott hinzu, „hast Du auch einen Martinsschatz gefunden, wie der arme Bursch im Märchen, das wir als Kinder so oft gelesen?“

Aber da, da fühlte ich mich plötzlich emporgehoben, die kleine Renate in die starken Arme ihres Liebsten und mit einem lauten, jubelnden: „Ja, einen Martinsschatz, hold' Bräutchen, einen Martinsschatz, das ist das rechte Wort.“ Und mich noch fester an sich drückend, setzte er hinzu: „Ein Martinsschatz ist auch in meine Taschen gekommen, daß ich es mit allen reichen Freiern der Welt aufnehmen und trotz Muhmen und Basen, alten Onkeln und Müttern doch noch die Liebste an den Altar führen kann!“

„Hast Du den Verstand verloren, Fritz?“ stammelte ich, nachdem er mich endlich wieder auf den beschneiten Boden gestellt, und strich mir mit einem tiefen Athemzug die wirren Locken aus dem heißen Gesicht.

„Contraire, Kind!“ erwiderte er ausgelassen lachend, „ich fühle mich so gescheidt, wie nie. Aber Scherz bei Seite,“ setzte er nun endlich mit mühsam erzwungenem Ernst hinzu; „ich bin wirklich plötzlich reich geworden, Herz, und das wirst Du mir glauben, ohne alles Unrecht. Sehe ich denn auch wie ein Dieb und Einbrecher aus?“ Und der Schalk saß schon wieder in seinen Augenwinkeln. „Siehst Du, das ging so zu,“ sagte er und legte meinen Kopf an seine Brust, in der das Herz so merkwürdig hämmerte: Tick — tack — tick — tack — als wenn es sagen wollte: „Ich bin so glücklich, so glücklich, so glücklich!“ „Jemand,“ erzählte Fritz dann, „der recht reich war, ohne es zu wissen und garnicht im Stande ist, Gebrauch von dem vielen Gelde zu machen, das er Jahre lang wie müßiges Spielzeug aufbewahrt, hat mir all' seinen Besitz geschenkt, gegen eine geringe Verpflichtung von meiner Seite! Aber mehr brauchst Du im Augenblick nicht zu wissen, Kind; es wird Dir ja auch wohl vollkommen genug sein, wenn ich Dir sage, ehe Du heute den ersten Martinskuchen zum Munde geführt, bist Du nicht des Melchiors Braut, sondern die meine. Hörst Du? Trotz des Jaworts Deiner Mutter! Und nun, Du mein kleines, verschüchtertes Vögelchen, sieh mich nicht mehr so sonderbar ängstlich an mit den süßen, sanften Taubenaugen, sondern führe mich getrost hinein zu Deinem Mütterchen, daß ich ihr sagen kann: „Hier steht der rechte Freier für Dein Töchterlein — und reich ist er auch! Reicher noch, als der alte Narr mit dem Höcker auf dem Rücken, der so wenig berechtigt ist, sich mit so einem holden Röschen für das Leben zu schmücken.“

Mir war's, ich träumte und willenlos beinahe führte ich ihn über die weißen Wege des Gärtchens in's Haus hinein, über den sauber gescheuerten Flur. Im Wohnzimmer fanden wir die Mutter. Was sie gesagt, als wir so mit einem Male Hand in Hand vor ihr standen, weiß ich nicht mehr, oder besser gesagt, habe ich nie gewußt. Vor meinen Ohren schwirrte es. Ich fand mich erst wieder, als ich allein in meinem Giebelstübchen war. Der Fritz hatte es inzwischen wirklich durchgesetzt, daß die Mutter ihn mit sich in die Putzstube genommen.

So, das Gesicht in die Kissen meines Bettes vergraben, vor dem ich kniete, blieb ich lange. Der Tag war inzwischen zur Neige gegangen, es dämmerte schon stark, da endlich öffnete sich die Thür. Mit der Lampe in der Hand trat die Mutter ein. Ganz Freudigkeit, ganz übersprudelnder Jugendmuth und Glück, so folgte ihr Fritz. Sie sah dagegen sehr ernst aus, ja unleugbar feierlich. Mit der ihr in wichtigen Lebensmomenten eigenen Grandezza setzte sie die Lampe auf den Tisch und, sich ein wenig höher aufrichtend, deutete sie nun auf meinen lieben Fritz:

„Die Entschlüsse der Menschen sind wandelbar,“ sagte sie, „und ich lasse Gnade vor Recht ergehen, indem ich Dir, statt des Herrn Melchior Hampelscherger, diesen jungen Mann hier, den nunmehrigen Rentier Fritz Woltersdorf zum Gatten bestimme. Es bleibt mir nur noch übrig,“ setzte sie nach einem tiefen Athemzuge möglichst vornehm hinzu, „zu hoffen, daß Dein Verlobter niemals vergessen möge, wie es nur eines Grobschmieds Sohn war, der, formlos genug, leider — um die Waise des Königlich Angestellten freite.“

Ob mein Fritz sich beleidigt fühlte? Lieber Leser, das weiß ich nicht. Gezeigt hat er es gewiß in keiner Weise. Im Gegentheil, nie im Leben schauten seine Augen freudiger in die Welt hinaus, als gerade jetzt. So waren wir denn endlich am Ziel; und nach Jahresfrist führte er mich heim als sein glückliches Weib. Ich bezog mit ihm ein reizendes kleines Haus, dessen Räume er zierlich für mich geschmückt und mit Allem ausgestattet hatte, was der damalige Begriff von Komfort verlangte. Und hier erst in dem gemeinsamen traulichen Nestchen erfuhr ich die Geschichte unseres Reichthums. — — — — — — — — —

„Es war am Tage vor Martini,“ so erzählte mir mein Fritz, als wir uns eines Abends im traulichen Alleinsein hinter den beiden freundlich leuchtenden Talglichtern im hübschen, wohldurchwärmten Wohnzimmer gegenübersaßen und das Summen und Surren der Theemaschine auf dem Tische seine Worte accompagnirten: „Es war am Tage vor Martini, als der Magistrat mir den Befehl ertheilte, die noch nicht gezahlten Steuern für das verflossene Quartal einzuziehen. So kam es denn auch, daß ich noch am selbigen Abend in das verfallene Häuschen am Ende der Vorstadt, in dem die Wittwe Steinkrüger wohnte, mit meinem Aktenbündel unter dem Arm trat.

Sie ist eine recht bekannte Person in der Stadt, die bedauernswerthe, beinahe hundertjährige Frau. Alle Welt weiß von ihr, und wenn je ein Kind nicht der Eltern Gebot beachten wollte, schreckte man es mit der „irren Lene“. Dessen erinnerte ich mich nur zu gut, als ich die Thür zu der niederen, dumpfigen Stube öffnete und auf dem elenden Lager die mumienhafte Gestalt des in Lumpen gehüllten Weibes sah. Unwillkürlich schauerte ich in mir zusammen vor dem verzerrten, fratzenhaften Gesicht, aus dem die dunklen, tiefliegenden Augen gespenstig funkelten.

Aber ich faßte mich schnell, und als die Alte barsch nach meinem Begehr fragte, nannte ich mit schwerem Herzen den Grund meines Kommens. Die starren Augen blickten mich noch stierer an. Aber dann kicherte die Greisin vor sich hin und schüttelte den Kopf. Das wirre, graue, aber noch merkwürdig volle Haar wogte dabei wie eine Mähne um ihre Schultern.

„Ihr könnt wohl nicht zahlen, liebe Frau?“ sagte ich da gütig und ließ meine Blicke mitleidig über das elende „Nichts“ ihrer Umgebung gleiten.

„Ich zahlen? Hihihi. Mit was denn?! Wißt Ihr denn nicht, daß ich all' meine Reichthümer von mir thun mußte? O, gewiß, ich hatte ganze Säcke voll Gold, Silber und Edelsteine, ich war ja eine Königin und wohnte in einem Schlosse. Hihihi! Aber jetzt bin ich arm, eine entthronte Fürstin, wißt Ihr —? Mein Gemahl ist von Rebellenhand erschossen worden! Sie haben ihn beigesetzt in der Gruft seiner Väter und dann einen anderen König gewählt. Das undankbare Volk stieß mich, nun ich schutzlos war, aus meinem Schloß und gab mir diese Hütte. Und nun, und nun, und nun?!“ Sie faßte mit den gelben, unheimlich knöchernen Händen an die Stirn. „Ja, nun seid Ihr da,“ fuhr sie fort, „und wollt Geld von mir! Hihihi! Aber ich habe doch keins! Alles, was ich besitze, ist dieser Strohsack, der dreibeinige Tisch da, der Stuhl daneben und die alte Truhe unter dem Fenster. Als ich noch Königin war und in meinem Jagdschloß wohnte, war sie voll des feinsten Linnens, das ich Alles allein gesponnen — mit meinen fürstlichen Händen. Jetzt jedoch ist sie leer.“ Sie legte die Finger von Neuem an die Stirn. „Aber meine Bilderchen, hihihi, ich habe ja meine Bilderchen noch — und weil Ihr gar so freundlich seid zu mir, die ich doch nur eine entthronte Königin bin, keine rechte, echte mehr, sollt Ihr sie sehen. Ja, wenn Ihr mir versprecht, meine Steuern zu bezahlen, will ich sie Euch sogar schenken. Hebt nur den Deckel des alten Heiligthums da — drinnen reihen sie sich dicht aneinander, all' die lieben, süßen, trauten Gesichtchen.“

Und ich folgte ihrem Befehl. Aber starr vor Erstaunen blickte ich hinein in die morsche, alte Truhe, die wohl schon Lenens Großmutter gedient.

„Frau, um Gotteswillen, was ist das?!“ Ich hatte endlich wieder die Sprache gefunden, die mir der erste Schreck genommen. Was ich da vor mir sah, war ja auch zu wunderbar — zu überraschend und paßte außerdem auch gar zu wenig in dies elende Haus mit seiner noch jammervolleren Bewohnerin.

Es waren werthvolle Staatsschuldscheine, die die inneren Wände des Behälters deckten.

„Woher habt Ihr das?“ fragte ich mit fliegendem Athem, da die Alte auf meine erste Frage nur mit ihrem leisen, entsetzlichen Vorsichhinlachen geantwortet. „Lene, Frau, das ist ja ein Reichthum, von dem Ihr auf das Behaglichste leben könntet.“

„Von den Bilderchen da, von meinen Engelsköpfchen? Kindchen, Ihr spaßt doch nur! Hihihi, aber woher ich sie habe?“ fragte sie dann weiter. „Nun, als ich noch in meinem Walde wohnte (sie war die Wittwe eines Försters, der von Wilddieben erschossen worden), machte ich mir einstmals das Vergnügen, ohne Dienerschaft und ohne meinen hohen Gemahl zu benachrichtigen, zu Fuß die Kulturen zu durchstreifen. Wie ich dann aber wieder unter den jungen Bäumen hervortrete und mich in Gesellschaft meiner alten Tannen sehe, bemerke ich in kurzer Entfernung einen mäßig großen, rothen Gegenstand, halb verdeckt von den Blättern der hier wuchernden Glockenblumen. Natürlich ging ich darauf zu und besah mir den Fund. Eine juchtene Brieftasche war's,“ kicherte die Alte geheimnißvoll vor sich hin, „und als ich sie öffnete, lag ein Brief darinnen und sauber in ein Päckchen gebunden die vielen Bilderchen, die Sie da vor sich sehen.“

„Und habt Ihr denn nicht Eurem Manne von dem Fund erzählt?“ fragte ich.

„Bei Leibe nicht,“ erwiderte sie. „Ich hab' Alles fein ordentlich aufgehoben, in den verborgensten Winkel meiner Kommode gelegt. Aber als mein hoher Gemahl gestorben und ein neuer König an das Ruder kam, der mir mein Schloß nahm, so daß ich ganz arm in dies kleine Stübchen zog, waren die Bilderchen meine größte Freude. Und um sie recht, recht oft sehen zu können, klebte ich sie mit Mehlkleister in die alte Truhe. Nun aber, Kindchen, da ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, möchte ich die lieben Dinger gar gerne in eine andere Hand legen, einem Menschen geben, der sich ebenso an ihnen erfreut, wie die arme, verjagte Königin in ihrem Elend. Und ich denke,“ sie kicherte wieder vor sich hin, „daß ich jetzt Jemanden kenne, auf den ich sie vererben kann. Jüngelchen, Euch machen die trauten Gesichtchen ja ganz aufgeregt! Ich sehe schon, Euch mußte ich finden! Ihr seid der Rechte für meine Lieblinge, und,“ sie nickte mehrere Male mit dem Kopfe, „und Ihr sollt sie auch haben. Nehmt sie übrigens nur gleich heute mit,“ fuhr sie eifrig fort. „Vielleicht, daß mich mein himmlischer Vater schon diese Nacht abruft — und morgen kämen dann die Nachbarn und würfen gar meine schönen Bilderchen auf den Kehrichthaufen. Nur die Steuern müßt Ihr für mich zahlen; ich möchte nicht, daß man nach meinem Tode von mir sage: „Sie war eine Königin und konnte doch dem Staate nicht geben, was ihm zukommt.“

„Und der Brief, der in der Tasche lag?“

„Da liegt er ja noch auf dem Boden der Truhe! Früher deckten ihn meine seidenen Gewänder und der purpurne Königsmantel, jetzt aber —!“ sie lachte wieder und das steinalte Gesicht entstellte sich fürchterlich.

Ich hatte staunend der wunderlichen Geschichte gelauscht. Jetzt griff ich hastig nach dem vergilbten Schreiben. Es legitimirte den früheren Besitzer des Vermögens, das die Alte in so seltsamer Weise zu ihrem Vergnügen gemacht. Es war ein Herr von Sommer aus L—feld. Und ich erinnerte mich sofort: Der Mann hatte sein ganzes Vermögen, das ihm bei der väterlichen Gutsübernahme von dem älteren Bruder ausgezahlt worden, buchstäblich im Walde verloren. Verzweifelt war er dann, da jede Spur des Finders fehlte, mit seiner Familie in's Ausland gegangen. Als dann nach einigen Jahren der ältere Herr von Sommer gestorben und der Besitz desselben an den jüngeren fallen sollte, kam aus Amerika die Kunde, daß die ganze eingewanderte Familie von Sommer dort dem gelben Fieber erlegen sei. So fielen denn, da keine anderweitigen Verwandten vorhanden waren, die Güter der Familie an den Fiskus.

„Na, wollt Ihr die Bilderchen?“ fragte die Alte nach einer Weile.

„Ist es Euer Ernst, sie mir zu schenken? Frau, ich mache Euch darauf aufmerksam, sie repräsentiren ein ganzes, großes Vermögen.“

„So—oh! Nun, desto besser!“ lachte sie, „desto besser. Aber gewiß ist mir's Ernst mit dem Geschenk. Ich kann ja nicht ruhig sterben, wenn ich meine Engelchen nicht versorgt und aufgehoben weiß.“

„Nun gut denn,“ meine Stimme zitterte vor Freude. Ach, ich dachte ja an Dich, Renatchen, dachte mit hochklopfendem Herzen, daß nun doch noch Alles gut werden könnte und, „aber ich verspreche Euch,“ unterbrach ich meinen Gedankengang, „dafür nicht blos Eure Steuerschuld zu berichtigen, sondern auch in ganz anderer Weise noch für Euch zu sorgen. Ihr stirbt noch nicht, gute, alte Frau, weder heut, noch morgen, und da Ihr mich so glücklich macht, sollt Ihr wenigstens in größter Behaglichkeit Eure Tage beschließen. Ja, ja, schon morgen schaffe ich hübsche Mobilien in dies Stübchen. Ihr sollt ein sauberes Bett haben, und eine barmherzige Schwester wird Euch pflegen. Sie soll die Weisung erhalten, auch die Mittel dazu, für gute Speisen und Getränke zu sorgen, und —“

„Alles für meine Engelsköpfchen?“ Die Alte hatte sich mühsam von ihrem Lager erhoben und schleppte sich zur Truhe, um mit ihren zitternden Händen die Scheine zu lösen — mit denen sie unbewußt das Glück zweier Menschen begründete.

Und als ich sie dann verlassen? Ach, liebe Renate, reich wie ein Krösus fühlte ich mich. Ich sehnte mich danach, sofort in Euer Haus zu eilen, um Dich von meiner märchenhaften Errungenschaft in Kenntniß zu setzen. Aber das durfte ich ja noch nicht. Noch galt es, mein Wort zu halten und der Alten die Revanche für ihr Geschenk zu geben. O, und ich that es gern. Wie ein treuer Sohn dachte ich an Alles, womit ich das unglückliche Geschöpf erfreuen konnte, wie viel Mühe ich mir auch damit schaffte.

Wir leben ja in keiner Großstadt mit Magazinen und Bazaren. Dennoch aber sah sie sich, wie ihr verheißen, schon am nächsten Tage in einer gänzlich veränderten Umgebung. Der alte, morsche Körper dehnte sich auf weichen Kissen und eine sanfte Hand schaffte für sie. Uebrigens genoß sie die behagliche Veränderung nicht lange. Schon ein Vierteljahr später begleitete ich die arme Lene, die so unerwartet unserem hoffnungslosen Liebesfrühling auch einen Sommer, einen Herbst gegeben, hinaus auf den stillen Gottesacker. Unter einer Trauerweide schläft sie da den sanften, traumlosen Schlaf des Todes.“

Mein Fritz hatte geendet. „Das wäre die Geschichte unseres Reichthums, Renate,“ sagte er nur noch.

Mich hatte sie traurig und ängstlich gestimmt und lange nachher noch plagte mich das Gefühl, als hätten wir uns in unrechtmäßiges Gut gesetzt. So war ich es denn auch, die meinen Mann bestimmte, als unsere Ehe kinderlos blieb, ein Testament zu machen, in dem wir den Stadtarmen „den Martinsschatz“ zuwandten. Jetzt ist mein Fritz lange todt und auch ich bin müde. Wenn sich aber meine Augen schließen, werden sich tausend Arme an dem Erbe der Sommers freuen.

Arbeit und Arbeit.

(Nachdruck verboten.)

„Trotz der hohen gesellschaftlichen Stellung ihrer Eltern ist Fräulein Ada von Sorben doch das arbeitsamste Mädchen von der Welt!“ sagte neulich in einer größeren Gesellschaft Rittmeister von Böhn zu seinem Vetter, dem Doktor der Mathematik Alfred Gerd, während seine Augen entzückt nach der reizenden Mädchengestalt blickten, die in einer künstlichen Laube neben einer ihrer Freundinnen saß und animirt plauderte.

„Ja, ja,“ erwiderte der junge Gelehrte, und ein eigenthümliches, halb spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen, „ja, ja, Fräulein Ada ist sehr fleißig, ich sehe sie ja selbst von den Fenstern meiner neuen Wohnung aus schon um sieben Uhr Morgens an ihrem Nähtischchen sitzen und eifrig arbeiten. Es sieht sehr hüsch aus, wenn sie so elegant, in dieser graziösen Weise den bunten Seidenfaden durch den Kanevas zieht, aber, Theuerster, trotzdem könnte ich ihr Alles eher verzeihen, als — eben diese Arbeit!“

„Bist Du von Sinnen, Alfred?“

„Keineswegs!“ sagte der Doktor und eine Furche erschien auf seiner breiten Denkerstirn. „Doch laß Dir einen Kommentar zu meinen Worten geben: ich sehe selbst ein, daß sie Dir ohne einen solchen unverständlich sein müssen!“ Und ohne erst das zustimmende „Erzähle“ des Verwandten abzuwarten, begann der Doktor mit leiser Stimme: „Du weißt, ich bin in Armuth und Dürftigkeit auferzogen. Mein Vater war früh gestorben und hatte meiner Mutter nur seine Schulden und — einen Sohn aus erster Ehe hinterlassen — meine Wenigkeit, welcher noch ganz unerzogen war. Nur auf kurze Zeit fühlte die arme Mutter sich fassungslos, dann raffte sie sich gewaltsam auf. Ohne Zögern löste sie alle ihre gesellschaftlichen Verbindungen, verkaufte den größten Theil ihrer Mobilien, Silber- und Schmucksachen und zog sich, nachdem sie so weit als thunlich die Gläubiger meines verstorbenen Vaters befriedigt, in ein ganz kleines Quartier auf der Vorstadt zurück, wo sie nur mir und — der Arbeit um Lohn lebte. Meine edle Stiefmutter besaß eine große Fertigkeit in der Kunststickerei, sie arbeitete mit Gold- und Silberfäden und hatte nicht gezögert, ihr Talent, ihre Geschicklichkeit einem Engrosgeschäft dieser Branche zur Verfügung zu stellen. Und sie verdiente verhältnißmäßig viel Geld, so daß wir zwar sehr einfach, aber doch ganz sorgenlos leben konnten. Ich war inzwischen herangewachsen, hatte meine Studien gemacht und beendet, mir auch den Doktorhut erworben — damit freilich noch lange keine Anstellung. Ein Zufall hatte mir wieder die Gesellschaftskreise erschlossen, aus denen sich meine Mutter freiwillig entfernt, und ein Ball dieser Kreise war es, von dem ich heimgekehrt, einmal meine Mutter in Thränen aufgelöst fand.

„Aber Mama, um des Himmelswillen, was ist Dir?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht gleich, dann aber offenbarte sie mir ihren Kummer. Noch spät am Abend war sie mit einem ganzen Packet prachtvoller, eben vollendeter Stickereien zu dem Lieferanten gegangen; fand aber den sonst ausnehmend höflichen Herrn kühl und gemessen. Zum ersten Mal tadelte er auch an den Arbeiten und sagte dann unumwunden: „Ich kann Ihnen jetzt nur die Hälfte unserer früheren Preise zahlen, verehrte Frau — billigere Arbeitskräfte stehen uns zu Gebote und — je nun, die Pflicht des Kaufmanns ist, auf seinen Vortheil zu sehen!“

Meine arme Mutter wußte sofort Alles: Auf die dringendsten Bitten hatte sie Ada von Sorben in ihrer Kunst unterrichtet, und nun die junge Dame es bis zur Meisterschaft gebracht, trat sie als Konkurrentin ihrer Lehrmeisterin auf. Nur um das reiche Taschengeld zu erhöhen, welches ihr von den Eltern gewährt wird, sich tausend unnöthige Sachen anzuschaffen, arbeitet die vornehme Dame nun für ein Lumpengeld und nimmt den Armen — das Brod vom Munde.“ Der Doktor schwieg und schweigend sah auch der Rittmeister zu Boden, dann aber kam es grollend über seine Lippen: „Arbeit und Arbeit! Ich wußte nicht, daß auch in der Arbeit — ein Unrecht liegen kann!“

Buntes Allerlei.

Der Kesselflicker. (Zu unserem Bilde auf Seite 57.) Eine sehr bekannte Gestalt. Während mit der Zeit so viele Straßentypen ausstarben, erhielt sich der „Kesselflicker“ bis auf unsere Tage. Er ist eben keine städtische, an den Ort gebundene, sondern eine nomadische, eine internationale Erscheinung. Ueber das Reinliche und Malerische derselben läßt sich streiten, aber nicht über deren Berechtigung und Nützlichkeit, besonders nicht mit Hausfrauen und Dienstmädchen; wer würde auch helfen, wenn — was öfter vorkommen soll — die Eine den Topf und die Andere den Deckel zerschlägt?!

Die kranke Frau. Es war von einer schwer erkrankten Frau die Rede. Die wird wohl schwerlich wieder aufkommen, war die allgemeine Ansicht. „Das glaube ich nicht,“ rief ein Zweifler. „Warum nicht?“ war die Frage. „Weil diese Frau,“ lautete die Antwort, „ihrem Manne nie etwas zum Gefallen gethan hat.“

Falsche Auffassung. Kurt v. N., ein geweckter, aber sehr kleiner Knabe von 8 Jahren, hatte große Lust zum Lateinischen und mochte besonders die große lateinische Grammatik von Middendorf und Grüter, welche er öfter bei dem Lehrer und seinen älteren Mitschülern gesehen, eigenthümlich besitzen. Eines Tages bat er den Lehrer: „Ach, Herr Candidat, geben Sie mir doch auch ein solches Buch.“ — „Das ist zu schwer für Dich, mein Junge.“ — Kurt: „Nein, das ist nicht zu schwer für mich. Ich habe einmal ein Buch gesehen, das war so groß (er zeigte groß Quart) und so dick (ungefähr eine Hand hoch), und das habe ich mit einer Hand getragen.“

Sehr gut. Ein Fremder ritt durch ein Dorf, wo der Amtmann mit seiner Pfeife auf der Straße stand. Er grüßte ihn und fragte, um welche Zeit es wohl wäre. Der Amtmann, ein Grobian, antwortete: „Es ist um die Zeit, da man die Ochsen zur Tränke führt!“ „Und Sie stehen noch hier?“ erwiderte Jener und ritt fort.

In der Mädchenschule. „Alle Menschen gehören zum sündigen Geschlecht; oder wißt Ihr einen Menschen, der ohne Sünde wäre?“ Ein Mädchen erhebt sich stolz: „Ja, meine Mutter.“

Fremdwörter. Ein alter Oberst verwechselte stets die fremden Worte, wodurch höchst drollige Ausdrucksweisen zum Vorschein kamen. Als von einem Getreidefeld die Rede war, das sehr üppig stand, sagte er: „Diese Fruchtbarkeit ist sehr erklärlich, der Besitzer versteht es, seine Felder gut zu mistifiziren.“ — Als Fürst Pückler Muskau von seiner afrikanischen Reise eine Abessinierin mitgebracht, rief der Oberst: „Ich begreife diesen Fürsten Pückler Muskau nicht, sich in eine Apfelsinierin zu vergaffen.“ — Nach Dresden beordert, den Exequien beizuwohnen, und darüber gefragt, erwiderte er: „Ich bin kommandirt, um der Aequinoction beizuwohnen.“ — Einem Kaufmann waren von der Steuerbehörde Waaren mit Beschlag belegt worden. „Das nimmt mich nicht Wunder,“ sagte der Oberst, „der Mann hat wahrscheinlich falsch deklamirt“ (deklarirt).

Das Verdienst. Einem bösen Gutsherrn brach, als er durch eines seiner Dörfer fuhr, der Wagen; der Schulze gab einen Strick her, um den Wagen zusammen zu binden. Als jener dafür dankte, sagte dieser: „Gar nicht zu danken, Euer Gnaden haben um uns mehr als einen Strick verdient.“

Charade.

Wie doch ein kleines Wort dich quält,
Wenn ihm die erste Silbe fehlt!
Dann ist dein Herz so bang und schwer,
Und findet Ruhe nimmermehr.
Doch wenn aus deiner Jugendzeit
Als theures Kleinod unentweiht
Mein Ganzes du dir aufbewahrt
Und es gehütet fromm und zart,
Wirst du in Sturm und Sonnenschein
Getrost und frohen Muthes sein.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Spricht man vom Ganzen, so gebühret, wie wir wissen,
Vor allen dir, o Fuchs! der Preis.
Doch muß es die drei ersten Zeichen missen,
So ist es weder kalt noch heiß.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Der Angstkater.



Frau (den kranken Kater streichelnd): „Ach, lieber Mann, könnte denn nicht der Arzt meinem armen Peter etwas verordnen? Das Thier leidet doch gar zu sehr und wenn er mir sterben sollte, ich wäre untröstlich! Es ist auch ein gar zu liebes und gutes Thier und ich habe mich schon so an ihm gewöhnt, daß ich ihn schmerzlich vermissen würde.“

Mann: „Ja, liebes Kind, ich glaube, der Doktor wird sich auf solche Kur nicht einlassen; aber warum schaffst Du Dir denn nicht wenigstens noch einen Kater dazu an? Du weißt doch, ein Kater ist doch immer nur ein — Angstkater!“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welche Schneider kann man am wenigsten leiden?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Auf Freunde im Unglück rechne nie.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Nachbarschaft.

Sonnenuntergang am Michigansee. (Zu unserem Bilde auf Seite 61.) Für die südliche Hälfte Michigans ist der Michigansee sehr wichtig. Er kann während des Winters als großer natürlicher Ofen betrachtet werden, der die Wärme, welche er im Laufe des Sommers durch das Sonnenlicht empfangen hat und die durch einen unaufhörlichen Zufluß von Hitze aus der Tiefe ergänzt wird, aufbewahrt und langsam ergänzt ausstrahlt. Wenn wir an einem bitterkalten Wintermorgen die ganze Oberfläche des ruhig stillen Sees gewaltig aufdampfen sehen, so erblicken wir nur ein Gegenstück zu dem Wasserkessel, der über unserem häuslichen Feuerherde dampft. Diese eigenthümliche klimatische Beschaffenheit des östlichen Ufers des Michigan ist von den wichtigsten Folgen für die Produktivität desselben in Bezug auf die Erzeugnisse des Acker-, Obst- und Gartenbaues. Obstbäume, südliche Pflanzen und Gesträucher, welche in Central-Illinois und Missouri keiner vernichtenden Winterkälte ausgesetzt sind, entgehen in gleicher Weise dieser Gefahr auf der ganzen Ausdehnung von New-Buffalo bis nach Northport. Während der Zeit, da alles grünt, sichert der wohlthätige Einfluß des Sees diesen Landstrich gegen die verderblichen Früh- und Spätfröste, welche nicht selten so weit südlich bis Missouri und Kentucky dringen. Die Zeit des Wachsthums ist in Folge dessen von der gleichen Länge und nahezu von der gleichen Wärme, als in Mittel-Illinois.

Schrecklich. „Nu, Fritze, ist denn Dein Meester mit Dir zufrieden?“ fragte eine alte Frau ihren Enkel, der bei einem Metzger in der Lehre war. „Ei ja, Großmutter, morgen läßt er mir's Fell abziehen, und kommende Woche will er mich schlachten lassen.“

Neue Kurmethode. Doktor: „Nun, Frau, wie geht es Ihrem Manne, haben ihm die Blutegel gut bekommen?“ Frau: „Ach ja, Herr Doktor, aber er befindet sich ganz elend darnach. Zwei davon hat er freilich lebendig hinuntergebracht, die übrigen Viere aber hab' ich ihm braten müssen!“

Trübe Aussicht. Eine Schauspielerin trat in der Rolle einer verfolgten Prinzessin auf und rief in schmelzenden Tönen: „Ach Gott, wann werde ich doch endlich Ruhe haben?“ Plötzlich ließ sich aus dem Parterre die Stimme eines Schneiders hören: „Nicht eher, bis Sie mir das Kleid bezahlen, das Sie mir schuldig sind.“

Schmutzig. Als der Bursche, der zuerst bei der Siegesfeier in Berlin die Statue Friedrichs des Großen erklettert hatte, der Schusterlehrling Zarnicki, zur Königin gerufen wurde und verschiedene Geschenke dafür in Empfang nahm, reichte ihm die Königin auch ihre Hand. Verlegen hielt der Bursche die seinige zurück und sagte dann: „Nee, Majestät, det jeht nich.“ „Warum denn nicht, mein Sohn?“ „Nee, der olle Fritze ist schmutzig!“

Hauswirthschaftliches.

Erhaltung des Riemen- und Lederzeuges. Um das Riemenzeug gegen die schädlichen Ammoniakdämpfe in den Ställen zu schützen, schlägt Professor Artus vor, die Schmiere mit etwas Glycerin zu versetzen. An und für sich ist dies gewiß empfehlenswerth, aber in der Weise nicht durchführbar, weil Glycerin sich mit der Schmiere nicht verbindet, sich vielmehr dazu verhält, wie etwa Wasser zu Fett. Es dürfte daher richtiger sein, das Riemenzeug hin und wieder mit Glycerin besonders zu tränken und mit der Geschirrschmiere abwechselnd.

Räthsel.

Du kennst mich gut, nur in der Maske nicht,
Womit mich Witz und Laune zieren;
Doch siehst du mir mit Scharfsinn in's Gesicht,
So kannst du leicht mich demaskiren.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Rolle. — Untadelhaft. — Zucker.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.